

Tobias Escher

DIE GERMANEN – TUGENDHAFTE BARBAREN

Gaius Cornelius Tacitus' „Germania“



Facharbeit im Fach Geschichte

1 Inhaltsverzeichnis

1	<i>Inhaltsverzeichnis</i>	2
2	<i>Einführung:</i>	3
2.1	Der Autor	3
2.2	Das Werk	4
3	<i>„virtus“ und „mores“ bei Tacitus</i>	7
3.1	Die „virtus“	7
3.2	Die „mores“	7
3.3	Was haben „virtus“ und „mores“ mit Tacitus zu tun?	8
4	<i>„Virtus“ und „mores“ im Alltag</i>	9
4.1	Nationalbewusstsein	9
4.2	Gold und Geld	10
4.3	Ein Volk ohne „Verderbnis des Schwertes“	11
4.4	Verhalten in der Schlacht	12
4.5	Führungspersönlichkeiten – Heerführer und Staatslenker	14
4.6	Religion als nicht vom Alltag getrennte Selbstverständlichkeit	15
4.7	Das Zusammenleben in der Ehe	19
4.8	Recht und Rechtsprechung	21
5	<i>Funktion der Germania</i>	24
6	<i>Literaturverzeichnis</i>	26
6.1	Literatur	26
6.1.1	Text	26
6.1.2	Sekundärquellen	26
6.2	Multimediale Inhalte	26
7	<i>Verzeichnis der Zitate</i>	27

2 Einführung:

Die wohl bekanntesten Schilderungen der „Barbaren“ sind die in „De Bello Gallico“ (von Gaius Julius Caesar) und in der sog. „Germania“ (von Publius Cornelius Tacitus). So unterschiedlich ihre Autoren auch gewesen sein mögen (Tacitus als Denker und gradliniger Politiker; Caesar als siegreicher Feldherr mit dem Streben nach diktatorischer Macht), eines haben beide Werke gemeinsam: Sie wurden nicht um ihrer selbst willen geschrieben. In beiden Fällen sollte ein Ziel erreicht werden. „De Bello Gallico“ stellte eine Rechtfertigung Caesars gegenüber dem Senat und dem Volk Roms (SPQR, „Senatus populusque Romanum“) dar und diente vor allem einer innenpolitischen Propaganda, um sowohl von den diktatorischen Plänen Caesars abzulenken, als auch die wachsende Unzufriedenheit der Bevölkerung zu kanalisieren. Die „Germania“ war eine scharfe Kritik an den römischen Zuständen.

Diese Arbeit beschäftigt sich mit der „Germania“. Oftmals wird dieses „Büchlein“ – es sind nur etwa 35 Seiten Text – unterschätzt oder sogar missverstanden. Die Germania ist kein völkerkundliches oder historiographisches Werk, das primär auf eine historische Wahrheit zielt, sondern sie ist eine Betrachtung der Germanen aus dem Blickwinkel einer harschen Kritik an der von Tacitus und einer Gruppe gebildeter Römer zunehmend dekadent empfundenen römischen Gesellschaft. Somit muss sie auch aus diesem Wissen heraus gelesen werden. Das soll nicht heißen, dass das Buch historisch „unwahr“ oder „falsch“ wäre, nein, es ist nur oftmals mit Vorsicht zu lesen.

2.1 Der Autor

Um die „Germania“ in ihrem Wirkungskontext besser verstehen zu können, ist es nötig, kurz auf den Autor und auf die Entstehung des Buches einzugehen.

Gaius (oder Publius) Cornelius Tacitus wurde um 55/57 n. Chr. geboren, er starb etwa 120 n. Chr. - ein genaues Datum ist nicht bekannt - während der Regierungszeit des Kaisers Hadrian (117 bis 138 n. Chr.). Zu seiner Zeit war er vor allem durch die „Historien“ und „Annalen“ bekannt, in denen die Zeit vom Tode des Augustus bis zur Schreckensherrschaft des Kaisers Domitian von 14 bis 96 n. Chr. dargestellt ist. Tacitus begann unter Kaiser Vespasian (1. Juli 69 bis 23. Juni 79 n. Chr.) die typische politische Karriere eines römischen Adligen (cursus honorum), die ihren formalen Höhepunkt mit dem Konsulat im Jahre 97 n. Chr. und dem Prokonsulat der Provinz Asia (auf dem Gebiet der heutigen Türkei) zur Regierungszeit des Kaisers Trajan (98 bis 117 n. Chr.) von 112 bis 116 n. Chr. erreichte. Tacitus galt seinen Zeitgenossen als einer der größten (wenn nicht sogar als der größte) Historiker Roms. Er hatte zuvor eine Reihe kleinerer Schriften verfasst, unter anderem im Jahre 98 n. Chr. eine Biographie über seinen Schwiegervater Gnaeus Iulius Agricola (40 bis 93 n. Chr.), in welcher er

Agricola als Beispiel zeigte, dass sich auch unter schlechten Kaisern ein Senator tugendhaft verhalten kann. Einige Jahre später verfasste er eine kleine Monographie über die Germanen mit dem Titel „De origine et situ Germanorum“, „Über den Ursprung und die Lage der Germanen“ – eben die „Germania“. Weiterhin schrieb er - selbst ein exzellenter Redner - zwischen 102 und 107 n. Chr. eine Schrift „Dialogus de Oratoribus“, in welcher er den Niedergang der Redekunst beklagt.

Nach dem Konsulat begann Tacitus mit der Arbeit an den „Historien“ (wahrscheinlich 105 bis 109 n. Chr.) und „Annalen“ (ca. 110 bis 120 n. Chr.), die sich somit bis in die beginnende Herrschaft des Kaisers Hadrian hinzog. Tacitus schrieb seine Geschichtswerke aus der Perspektive eines Senators, der die Zeit der römischen Kaiser von Tiberius (14 bis 37 n. Chr.) bis Domitian (81 bis 96 n. Chr.) danach beurteilte, wie weit sie noch den Idealvorstellungen der römischen Republik entsprach. In den „Annalen“ stellte Tacitus das „Vierkaiserjahr“ 68/69 n. Chr. als Tiefpunkt des Verfalls der römischen Ordnung dar. Seine scharfen und auch sprachlich brillanten Analysen haben das moderne Bild vom römischen Reich im ersten Jahrhundert n. Chr. wesentlich geprägt. Dabei ist zu beachten, dass Tacitus sich zwar der Maxime "sine ira et studio" (lat. "ohne Zorn und Eifer") - also einer objektiven Berichterstattung - verschrieben hatte, sich bisweilen aber selbst nicht daran hielt, da er als hoch gebildeter und tugendhafter Mann besonders misstrauisch auf (seiner Meinung nach) schädliche Entwicklungen innerhalb des Imperium Romanum achtete und mit aller Kraft versuchte, diesen entgegenzuwirken. Tacitus' Schriften haben ausnahmslos erzieherischen Charakter; offenbar sah er sich selbst als „Sittenwächter“. ¹

2.2 Das Werk

Wie bereits erwähnt, lautet der Originaltitel der Monographie „De origine et situ Germanorum“, also „Von der Herkunft und (geographischen) Lage der Germanen“. Der Kurztitel „Germania“ kam erst in späterer Zeit auf. Die erste Erwähnung ist von dem griechischen Geschichtsschreiber Poseidonios um 80 v.Chr. überliefert. Nach S. Fischer Fabian trägt die Monographie den Titel „De origine, situ, moribus et populis Germanorum“, also „Über den Ursprung, die Lage, die Sitten und die Völker der Germanen“. Dieser Titel findet sich außer in „Die ersten Deutschen“ in keiner anderen Quelle, trifft also mit relativ geringer Wahrscheinlichkeit zu.² Zu Tacitus' Lebzeiten war die Schrift aufgrund der Aktualität des Themas ein Bestseller. Bald aber geriet sie so sehr in Vergessenheit, dass im Jahre 274 n. Chr. Kaiser Marcus Claudius Tacitus (275 bis 276 n. Chr.) ein Gesetz erließ, zehn Abschriften aller Werke Tacitus' anzufertigen und jede Bibliothek verpflichtete, sie zu führen.³ Als Referenz der Germanenkunde, soweit eine solche im Sinne eines tieferen Verständnisses einer anderen Kultur betrieben wurde, galt Caesars Abhandlung „Über den Gallischen Krieg“. Als logische Folgerung der Ansicht, dass alle Nicht Römer „Barbaren“ seien, hielt es die wissenschaftliche Elite Roms praktisch nicht für nötig, kulturhistorische Studien über die Germanen (und andere Völker) anzufertigen. In dem

Glauben, diese wären nur „Halbwilde“, war es aus römischer Sicht nur nötig, die von ihnen ausgehende Gefahr zu beseitigen. Ungeachtet der praktisch nicht existenten Germanenkunde betrieb das Imperium eine umfassende Germanenpolitik, deren Hauptziel man generell mit „Halten der Rheingrenze“ beschreiben könnte.

Tacitus geht gleich *media in res*, es existiert weder eine Einleitung, noch ein Nachwort. Aus diesem Grund ist zu vermuten, dass die „Germania“ ursprünglich als Exkurs für die Historien gedacht war. Inwieweit das stimmt, werden wir wohl nie erfahren. Da die „Historien“ nur teilweise erhalten sind, ist es heute schwer nachzuvollziehen, welche Inhalte von Tacitus geplant waren oder sogar (im nicht erhaltenen Teil) umgesetzt wurden. Auch die Intention der „Germania“ wird kontrovers diskutiert: Eine Möglichkeit wäre, dass Tacitus die Römer vor der Gefahr der Germanen, dieses unverbrauchten, primitiven Volkes warnen wollte. Eine weitere Deutung wäre, dass er die Behauptung Domitians, Germanien sei von ihm besiegt worden, als unwahr darstellen wollte. Im Jahre 83 n. Chr. gelang der römischen Armee der Sieg über den germanischen Stamm der Chatten. Domitian erklärte diesen Sieg als „Totale Befriedung Germaniens“ und ließ sich den Beinamen „Germanicus“ geben, obwohl nur ein kleiner Teil Germaniens, nämlich das Gebiet zwischen Taunus, Lahn und Main (Wetterau) erobert worden war.⁴ Und schließlich könnte Tacitus die Germania geschrieben haben, um seinen Landsleuten einen Sittenspiegel vorzuhalten.⁵ Die erste Theorie dürfte kaum der Wahrheit entsprechen, da Tacitus die Germanen viel zu freundlich darstellt, um sie als große Gefahr zu sehen. Die zweite Theorie ist ebenfalls unwahrscheinlich, da Tacitus durch eine Kritik an Domitian in erhebliche Schwierigkeiten gekommen wäre. Die Sittenspiegeltheorie ist aufgrund der gesellschaftlichen Situation in Tacitus' Zeit am plausibelsten. Dafür spricht auch der geradezu freundliche Ton, in dem Tacitus über die Germanen spricht. Er erwähnt praktisch ausschließlich positive Seiten der Germanen; in den wenigen Fällen, in denen er eine schlechte Eigenschaft benennt, formuliert er sie trotzdem positiv, sodass sie wieder relativiert wird, z.B. in Kapitel elf: Tacitus spricht davon, dass die Germanen zu Versammlungen oft verspätet erscheinen. Er begründet das mit ihrem Drang zur „Freiheit“ („*illud ex libertate vitium*“, Kapitel elf). Der Gebrauch des Wortes „*libertas*“, „Freiheit“, stellt den Grund des Zuspätkommens als wenn auch nicht richtige, dann doch zumindest menschlich nachvollziehbare Folge aus dem Freiheitsdrang, den jeder Mensch besitzt, dar. Hätte Tacitus statt „*libertas*“ hier „*impietas*“, „Pflichtvergessenheit“, oder sogar „*praevaricatio*“, „absichtliche Missachtung der Pflicht“ benutzt, so wäre die schlechte Eigenschaft wesentlich schwerwiegender erschienen.

Tacitus nennt die Germanen zwar „Barbaren“, was aber verzeihlich ist, da jeder Römer diesen Begriff benutzte. Ursprünglich kam dieser Begriff aus dem Griechischen und stellte eine lautmalerische Beschreibung dessen dar, was die Griechen beim Kontakt mit anderen Völkern verstanden, nämlich „Barbaraba...“. „Barbaroi“ waren also alle, welche nicht des Griechischen mächtig waren. Anfangs bezeichneten sich die Römer sogar selbst so, um ihre Sprache von dem Griechischen abzugrenzen. In späterer Zeit verlagerte sich der Barbarenbegriff im Zuge der Ausdehnung und wachsenden Macht des Imperium Romanum weg von der Bezeichnung eines reinen Sprachenunterschiedes zu einem wertenden Attribut anderer Völker. Diese Entwicklung zeigt sich am besten in Ciceros Trias von

„Griechen, Römern und Barbaren“, welche eine Gleichstellung Roms mit den Griechen verkörpert. Die Idee ist, dass die „Barbaren“ gleichsam wie Tiere domestiziert werden müssen.⁶ Trotz der Verwendung dieses Begriffes beschreibt Tacitus die Germanen sehr verständnisvoll. Ihre raue Art, die mangelnde Fähigkeit Durst und Hitze zu ertragen und andere Eigenschaften führt Tacitus auf das Land zurück – spricht die Germanen selbst also von der „Schuld“ daran frei (z.B. in Kapitel vier: „minimeque sitim aestumque tolerare, frigora atque inedia caelo solovo assueverunt“). Diese sehr teilnahmevolle Schilderung ist für ein reines Geschichts- oder Informationswerk eher untypisch. Umstritten ist auch die Zuverlässigkeit der von Tacitus überlieferten Nachrichten: Tacitus selbst nennt indirekt in Kapitel 27, Abschnitt zwei nur literarische Quellen für seine Arbeit („Haec... accepimus“ also „Dies... haben wir in Erfahrung gebracht. Wir meint hier ich, also Tacitus selbst). Generell tendierte Tacitus dazu, seine Quellen nicht anzugeben. Weiterhin findet man sehr viele „Wandermotive“ (topoi, Singular topos), also bestimmte Behauptungen, die sich durch die gesamte ethnographische Literatur der Antike ziehen. Und schließlich war Tacitus selbst niemals in Germanien.⁷ All das spricht dafür, dass Tacitus die Sachinformationen weitgehend aus anderen Büchern oder Gesprächen entliehen hat, da sein Augenmerk weniger auf den Fakten lag, als auf einer wertenden Verhaltensbeschreibung. Außerdem war das Plagieren in der Antike durchaus üblich, man nannte es „Ausschreiben“. Viele Informationen hat Tacitus mit Sicherheit von Plinius dem Älteren (23 bis 79 n. Chr.) entliehen, der ein Buch namens „Bella Germanica“ verfasst hatte, welches jedoch komplett verloren ging.⁸ Manche Informationen bekam Tacitus auch aus Interviews mit Legionären oder Gefangenen.

3 „virtus“ und „mores“ bei Tacitus

Für Tacitus waren die Germanen das Idealbild eines „Urvolkes“. Sie schienen unbeeinflusst durch schädliche „Zivilisationserscheinungen“, wie Korruption und Dekadenz. Indem sie keine – im römischen Sinne – „höhere Kultur“ aufgebaut hatten, bewahrten sie sich ihre ursprüngliche Lebens- und Geistesart. Das Fehlen von zivilisatorischen Errungenschaften beschreibt Tacitus oft, er hält aber auch dagegen, dass eben diese Nicht-Zivilisierung die Germanen „tugendhaft“ erhalten hat. Doch was meint „tugendhaft“? Hierzu ist es nötig, zwei für die gesamte antike Welt extrem wichtige Begriffe einzuführen: „virtus“ und „mores“.

3.1 Die „virtus“

„Virtus“ ist ein lateinisches Wort (*virtus, virtutis, f*) und bedeutet lexikalisch „Tüchtigkeit, Mannhaftigkeit, Tugendhaftigkeit“. Das Konzept der *virtus* kann man mit Fug und Recht als den Grundpfeiler der römischen Denkart bezeichnen. Das Pendant im Griechenland der Antike ist die „ἀρετή“ (*arete*). „Virtus“ bezeichnet eine Geisteshaltung, die sich im täglichen Verhalten ausdrückt, quasi einen verinnerlichten Verhaltenskatalog. Die heute gängige Übersetzung für „virtus“, Tugend, birgt einige Risiken, da eine solche Übersetzung in ein einziges Wort im Prinzip bereits eine Interpretation darstellt. Zur Blütezeit der „virtus“ galten ganz andere Werte und Normen als heute. In Hinsicht auf den hier behandelten Zeitrahmen der Kaiserzeit um 100 n. Chr. wäre die treffendste Übersetzung für „virtus“ „Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mut und Mäßigung“, obwohl dies natürlich nur die wichtigsten „Tugenden“ sind. Jemand, der „virtus“ völlig besitzt, handelt aus seinem Inneren heraus „gut“, tut also aus eigenem Antrieb und mit Verstand das „Gute“. Das bedeutet nicht, dass es eine vollautomatische und selbstverständliche Reaktion ist – selbst der tugendhafteste Mensch kann in Situationen kommen, in denen er überlegen wird, was er tun soll; wenn er „virtus“ besitzt, wird er aber schließlich das Gute tun.⁹

3.2 Die „mores“

„Mores“ kommt ebenfalls aus dem Lateinischen (Plural von *mos, moris*) und bedeutet „Sitten, Gebräuche“. Gemeint sind hier keine festen Vorschriften oder gar Gesetze, sondern allgemeine Übereinkünfte. Die „mores“ bezeichneten einen ganzen Komplex von Normen und Sanktionen und dienten dem Erhalt des „sittlichen Wohles“ der Gesellschaft und des Staates. Das Gegenteil der „mores“ war das „ius“, welches dem Einzelnen seine per Gesetz festgelegten Rechte gab. Theoretisch können „mores“ (in der Grundbedeutung des Wortes) jede Art von ungeschriebenen Verhaltensweisen

sein, doch gebrauchte man diesen Terminus praktisch immer als Synonym zu der „mos maiorum“, also dem tradierten Verhaltenskodex der Vorfahren.¹⁰

Ein Beispiel für solche weitervererbten Verhaltensweisen wären Regeln zur Gastfreundschaft. Diese sind zwar nirgends schriftlich festgelegt, aber trotzdem allgemein bekannt und werden, meistens zumindest, auch angewandt. Die Gastfreundschaft (lat. „hospitium“) war in der gesamten Antike elementar und zählte zum Komplex der „mores“. Auch ihre exakte Ausprägung war auf diese Weise geregelt. Bei den Griechen und Römern bestand gewöhnlicherweise eine eingeschränkte Gastfreundschaft: Prinzipiell setzte die Aufnahme eines Gastes eine zuvor getroffenen Vereinbarung zwischen den Familien (bei Adelligen den „gentes“) der Gastfreunde voraus. Ebenso verlangten die „mores“ aber auch, dass jeder Notleidende ohne Rücksicht auf solche Abmachungen aufgenommen werden musste. Bei den Germanen war das Gastrecht noch viel stärker ausgeprägt: Jeder Fremde musste aufgenommen werden. War er bedürftig wurden ihm sogar Geschenke gemacht. Schon Caesar erwähnte dies in seinem „De Bello Gallico“ (Buch VI 23,9).

Diese „mores“ haben sehr viel mit „virtus“ zu tun: Jemand, der diese Verhaltensregeln verinnerlicht hat, wird sich tugendhaft im Sinne der „virtus“ verhalten. Umgekehrt wird jeder, der „virtus“ besitzt, sich bemühen, die Regeln der „mores“ einzuhalten, da die „virtus“ unter anderem die Verehrung der Eltern und vor allem der Vorfahren beinhaltet und das Befolgen aller tradierten Regeln somit zu einer Frage der Tugend erhob.

Die beiden Begriffe der „virtus“ und „mores“ bilden eine Einheit und stellen das Fundament für die ethische und moralische Beurteilung jeder Handlung in der römischen Antike dar.

3.3 Was haben „virtus“ und „mores“ mit Tacitus zu tun?

Tacitus war der Meinung, dass diese zwei Konzepte zu seiner Zeit nicht mehr allzu hoch im Kurs standen. Und hier setzt die Germania ein: Tacitus schrieb sie, um seinen Mitbürgern durch das Vorbild der Germanen wieder zu „virtus“ und „mores“ zu verhelfen. Ob die Germania schon von Anfang an mit dieser Intention konzipiert oder später von Tacitus umgeschrieben wurde, ist nicht bekannt. Wahrscheinlicher ist aber letzteres, vor allem aufgrund des fehlenden Vorwortes. Wie bereits erwähnt, war die Germania mit großer Wahrscheinlichkeit als kleiner Exkurs gedacht; nachdem Tacitus die prekäre Lage der „Moral“ im Imperium erkannt hatte, änderte er seinen Plan. Leider war dem Werk kein allzu großer Erfolg beschieden, der Bekanntheitsgrad war nach der kurzen Zeit auf den „Bestsellerlisten“ im Imperium niemals hoch;¹¹ heute jedoch verrät uns die Germania viel über das Denken und Handeln der Römer und Germanen.

4 „Virtus“ und „mores“ im Alltag

Entgegen dem Titel (Über die Herkunft und (geographische) Lage der Germanen) beschäftigt sich Tacitus nicht nur mit Geographie – diese beiden Punkte werden von ihm in den ersten Seiten abgehandelt. Das Hauptaugenmerk des Textes liegt auf dem Verhalten der Germanen, auf ihrer Lebensweise. Tacitus beschreibt anhand einiger exemplarischer Punkte die Sitten und Gebräuche („mores“) der Germanen und stellt sie so indirekt denen der Römer gegenüber. Das Buch lässt sich in zwei Teile gliedern: Im ersten allgemeinen Teil (Kapitel 1 bis 27) beschreibt Tacitus das Land, die Sitten, Gebräuche, die Religion und politische wie soziale Organisation des Volkes. Im zweiten speziellen Teil (Ende Kapitel 27 bis 46) folgt eine Darstellung der einzelnen Stämme, wobei Tacitus hier vor allem auf die Charakter- und Verhaltensunterschiede eingeht.

Im folgenden Teil soll nun erläutert werden, in welcher Weise sich die „virtus“ und „mores“ bei den Germanen nach Tacitus zeigten. Um den Rahmen nicht zu sprengen, werden ausgewählte Schlüsselbereiche des Alltagslebens der Germanen anhand des Originaltextes analysiert und mit der historischen Wirklichkeit sowohl in Germanien selbst, als auch im Imperium Romanum verglichen.

4.1 *Nationalbewusstsein*

Als erste Eigenschaft der Germanen stellt Tacitus ihr Nationalbewusstsein vor. Er behauptet, die Germanen seien als „Ureinwohner“ über das Meer gekommen, nicht übers Land, und hätten sich daher niemals mit anderen Völkern vermischt („...minimeque aliarum gentium adventibus et hospitibus mixtos...“, Kapitel 2). Als Begründung, warum sie Ureinwohner sein müssen, liefert Tacitus eine Erklärung, die in ihrer Komik wohl einmalig in der gesamten Literatur sein dürfte: Nur Ureinwohner würden freiwillig in ein so ungastliches Land wie Germanien ziehen. Auch wenn dies auf den ersten Blick amüsant klingt, zeigt es doch eine der wichtigsten den Germanen zugesprochenen Eigenschaften, nämlich ihre Treue zum Vaterland. Obwohl das Land nicht gerade ideal für eine Besiedlung ist, bleiben die Germanen, da es ihre Heimat ist. Die Germanen selbst sahen das natürlich etwas anders; ihnen kam das Land sicher nicht allzu ungastlich vor. Wäre die Landschaft tatsächlich so trostlos und kaum zum Ackerbau geeignet gewesen, wären die Germanen mit Sicherheit nicht dort geblieben, sondern weiter gezogen. An diesem Beispiel sieht man deutlich, dass die Germania sich nicht als Geschichtswerk versteht, da dieses Argument (und einige andere mehr) einer genaueren Überprüfung niemals standhalten würden.

4.2 Gold und Geld

Tacitus beschreibt die Germanen als bodenständig. Edelmetalle seien bei ihnen nicht mehr wert als jedes andere Material. Geschäfte würden (außer an den Grenzregionen zum Imperium Romanum) vorwiegend als reine Tauschgeschäfte ausgeführt. Wenn sie doch Geld annähmen, dann eher Silbermünzen, da ihnen laut Tacitus Silbergeld als Gegenwert für „alltägliche, billige Waren“ angenehmer sei („...numerus argenteorum facilius usui est promiscua ac vilia mercantibus“, Kapitel fünf). Hier kann man sich trefflich über die Intention Tacitus' streiten. Bereits Ovid sagte in seinen Metamorphosen (I 141), dass das Graben nach Gold „noch schändlicher sei als die Gier nach Eisen“. Ein so unverdorbenes Volk wie die Germanen durfte eine solche Schandtat natürlich nicht begehen. Hier findet sich eines der bereits erwähnten „Wandermotive“. Gerade die Behauptung, den „Barbarendvölkern“ seien Edelmetalle unbekannt, findet sich in praktisch allen Werken zu diesem Thema. Indem Tacitus erwähnt, dass es durchaus Gold- und Silbervorkommen geben könnte, die Germanen aber nicht nach diesen suchen würden (Kapitel fünf, Abschnitt zwei: „quis enim scrutatus est?“), unterstreicht er ihre Mäßigung, ein weiteres Attribut der „virtus“. Historisch betrachtet ist diese Einschätzung falsch. Wie man aus Grabbeigaben sehen kann, kannten die Germanen durchaus Edelmetalle und benutzten sie auch. Tacitus erwähnt auch, dass die Germanen als Zahlungsmittel „Serraten und Bigaten“ annahmen. Hierbei handelt es sich um Silbermünzen aus republikanischer Zeit, die einen sehr hohen Silbergehalt aufwiesen. In späterer Zeit wurden auf Veranlassung verschiedener Kaiser vorwiegend Münzen mit niedrigerem Silberanteil geprägt. Dass die Germanen auf stark silberhaltige Münzen Wert legten, zeigt, dass sie um die Bedeutung und Verarbeitung von Silber wussten; andernfalls hätten sie ja nicht erkannt, dass diese Münzen wertvoller waren als Münzen neueren Datums. Tacitus interpretiert die ausschließliche Annahme der erwähnten Münzen als positiven Konservatismus – sie hielten nur das „ihnen seit langem vertraute Geld für gut“ („pecunia probant veterem et diu notam“). Zusätzlich unterstützt Tacitus noch einmal den sehr maßvollen Charakter der Germanen. Für sie seien Goldmünzen wertlos, da sie ohnehin nur „alltägliche, billige Ware kaufen“ („promiscua ac vilia mercantibus“). Tacitus' Behauptung, die Römer hätten den Germanen beigebracht, Geld anzunehmen, ist wohl sarkastisch gemeint: Oft erkaufte sich die römischen Kaiser (so z.B. Domitian und Caligula) das Wohlwollen einiger Stämme durch Tributzahlungen.¹²

4.3 Ein Volk ohne „Verderbnis des Schwertes“

Eisen sei ein seltenes Metall bei den Germanen, nur wenige besäßen ein Schwert, sagt Tacitus in Kapitel sechs („Ne ferrum quidem superest... . rari gladiis... utuntur“). Diese Aussage ist aus der Intention der Germania leicht zu interpretieren: „ferrum“ hat im lateinischen Sprachgebrauch sowohl das „Eisen“ als Metall zur Bedeutung, als auch das „Schwert“ mit einem stark negativen Anklang als ungezügelter Schlachtgier. Eine solche unkontrollierte Kriegslust musste den Germanen aufgrund ihrer Vorbildfunktion natürlich auch fremd sein. In der Realität besaßen die Germanen selbstverständlich jede Art von Werkzeugen aus Eisen; der Übergang von der Bronze- in die Eisenzeit war bereits um 400 v. Chr. erfolgt. Eisen war ihnen also sehr gut bekannt. Das gibt Tacitus selbst bei der Beschreibung ihrer Bewaffnung zu: Die „Standardwaffe“ der Germanen war die so genannte „Frame“ (Tacitus benennt sie zuerst mit ihrem lateinischen Namen, als „lancea“), ein Speer mit kurzer Metallspitze. Die „Frame“ war nicht sehr lang, so dass man sie auch im Nahkampf gebrauchen konnte, was einen großen taktischen Vorteil darstellte, da lästige Waffenwechsel entfielen. Das normale Fußvolk benutzte eine noch leichtere Variante, die so genannte „hasta“ (lat.) Die „hasta“ war eine exzellente Nahkampfwaffe, konnte aber auch als Wurfspeer benutzt werden, weswegen die Fußsoldaten immer einige im Gepäck hatten. Der große Wurfspeer, der mit einer Metallspitze ausgestattet war, wurde „Ger“ genannt. Dieser Name wird manchmal als Herkunft des Wortes „Germanen“ gesehen, in der Übersetzung als „Männer mit Speeren“.¹³ Wahrscheinlich ist diese Theorie nicht; Tacitus selbst sagt in Kapitel zwei, dass „Germani“ ursprünglich der Name eines einzigen Stammes, der Tungrier, gewesen sei, später aber für alle Völker rechts des Rheines benutzt wurde.

Die Beschreibung der Bewaffnung ist eine der Stellen, deren Sinn für eine Tugendanalyse (und genau das betreibt Tacitus hier) nicht sofort klar wird. Tacitus stellt die Germanen als „Lanzenkrieger“ dar, als Volk, das im Kampf ausschließlich mit der Lanze operiert, diese also perfekt entwickelt hat und ihren Gebrauch vollkommen beherrscht. Dies zeugt von zweierlei Dingen: Erstens wird den Germanen damit ein nicht geringer Erfindungsreichtum, um nicht zu sagen eine Portion Genialität, zugesprochen, da sie es geschafft haben, eine einzige Waffe für alle denkbaren Situationen nutzbar zu machen. Das römische Heer nutzte als Hauptwaffe ein Kurzsword („gladius“) und als Fernwaffe einen Wurfspeer („pilum“), also zwei Waffen, die untereinander sozusagen „inkompatibel“ sind. Ein Kämpfer mit dem „pilum“, der sich durch einen Hinterhalt oder durch Einkesselung plötzlich im Nahkampf sah, konnte sich mit dem langen „pilum“ nur unzureichend verteidigen und musste erst sein Schwert ziehen. Die Aufstellung des Heeres war immer die gleiche: In der hintersten Reihe standen die Pilumwerfer. Sobald diese ihre Speere geworfen hatten, gingen die vorderen Reihen zum Nahkampf über und die Pilumwerfer hatten genug Zeit, ihre Schwerter zu ziehen. Da gerade die Germanen oft versuchten, die römischen Soldaten von hinten anzugreifen und die Fernkämpfer somit nicht genügend Zeit zum Waffenwechsel hatten, musste die Armee teilweise empfindliche Verluste hinnehmen. Der Germane konnte seine „Frame“ im Nahkampf einfach weiter benutzen. Zweitens sagt der alleinige Gebrauch

eines Speeres einiges über die physischen Qualitäten des Benutzers aus. Die Benutzung einer Stabwaffe im Nahkampf erfordert eine hohe physische Disziplin, da es auf exakte Bewegungen ankommt, um sich nicht selbst zu behindern oder gar zu verletzen. Im Fernkampf ist ein Speer zwar wesentlich einfacher zu handhaben. Um eine angemessene Reichweite und (in soweit es bei dem Masseneinsatz nötig oder machbar war) Zielgenauigkeit zu erreichen, ist aber auch hier große Körperkraft nötig. Gerade auf die Treffsicherheit und die Reichweite der Pilumwerfer war die römische Armee sehr stolz. Indem Tacitus den barbarischen Germanen das Gleiche attestiert, stellt er sie in diesem Punkt zumindest physisch auf die gleiche Stufe mit seinen Landsleuten. Im Nahkampf wurde die „Frame“ nicht nur als Stichwaffe, sondern auch als Stabwaffe benutzt. Der effektive Umgang mit einem solchen Gerät erfordert eine sehr hohe Disziplin und eine gründliche Ausbildung. Im Umkehrschluss könnte man also behaupten, Tacitus traue „seiner“ Armee eine solche Leistung nicht zu. Wie immer sah die Realität auch hier nicht ganz so ideal aus: Dass die Germanen fast keine Schwerter hatten, ist maßlos übertrieben. Ihre Primärwaffe war der Speer, daran besteht kein Zweifel, doch setzten sie im Nahkampf auch oft Schwerter ein, insbesondere in den vordersten Linien. Im Gegensatz zur römischen Armee, die im Nahkampf das Kurzschwert, lat. „gladius“, einsetzte, kämpften die Germanen gewöhnlicherweise mit dem Langschwert. Dessen Handhabung war zwar schwieriger als die des „gladius“, aufgrund der größeren Klingenslänge war die Reichweite aber auch entsprechend größer. Das Geschick der Germanen in der Handhabung ihrer Waffen, insbesondere der „Frame“, muss relativ groß gewesen sein, was aber auch daher kam, dass in den Reihen der Fernkämpfer besonders große Männer zum Einsatz kamen, da diese aufgrund ihrer Körpergröße weiter werfen konnten und außerdem ziemlich imposant wirkten. Wären die Germanen dank ihrer Speere wirklich solch überlegene Kämpfer gewesen, hätten sie die Römer geschlagen.

4.4 Verhalten in der Schlacht

In der Beschreibung des Schlachtverhaltens in Kapitel sechs stellt Tacitus die Einfachheit der Soldaten an den Anfang. Jeder Prunk an Rüstung und Bewaffnung sei den Germanen fremd – einzig ihre Schilde seien verziert. Abgesehen vom praktischen Aspekt (im Gegensatz zu den unauffälligen Germanen kleidete sich die römische Armee in Rot, konnte also besser gesehen werden, was im Krieg unvorteilhaft ist) unterstreicht Tacitus hier abermals das Bild eines „bodenständigen Volkes“. Dazu muss allerdings auch gesagt werden, dass die Massenschlachten der Römer gewöhnlich auf freier Fläche stattfanden, wo eine Tarnung überflüssig war. Situationen, in welchen es taktisch klug war, möglichst spät gesehen zu werden, traten aufgrund der starken Bewaldung vor allem bei den Schlachten im keltisch/germanischen Raum auf, wovon auch Caesar in manchen Schlachtbeschreibungen berichtet. Ähnlich wie im vorigen Punkt (Nichtnutzung von Schwertern) entfernen sich die Germanen laut Tacitus nicht durch im Kampf unnötige optische Attribute von ihrem

ursprünglichen Kampfgeist. Um der Geschichte genüge zu tun, sei noch kurz erwähnt, dass zumindest die höheren Chargen durchaus verzierte Rüstungen besaßen, was Tacitus später in Kapitel 15, Abschnitt zwei selbst einräumt („...phalerae torquesque...“, „(Brust)Schmuck und Halsringe). Bei den „phalerae“ handelt es sich um römische Schmuckplatten; „torques“ sind bei den Galliern oft gebrauchte Halsringe aus Gold oder Silber, die als Ehrenabzeichen dienten.¹⁴ Die Schilde der Germanen waren als einziges Ausrüstungsstück immer bunt. Dies diente mehreren Zwecken: Die Bemalung der Schilde war ein Zeichen für die Sippe des Trägers, repräsentierte also die jeweilige Familie oder Dynastie. Ein anderer Zweck der auffälligen Bemalung ist wesentlich profaner: Die Germanen waren nicht so zivilisiert wie Tacitus sie gerne gehabt hätte. Oft gab es Kriege verschiedener Stämme untereinander. In dieser Situation diente die auffällige Bemalung als Unterscheidungsmerkmal, wer Freund oder Feind war.

Die besondere Bedeutung des Schildes äußert sich auch in der Notwendigkeit, diesen unbedingt behalten zu müssen: „Entweder mit ihm oder auf ihm“ soll nach Plutarch (Apophtegmata Laconica 241 F) einmal eine Spartanerin ihren Sohn verabschiedet haben.¹⁵ Wenn der Schild also einmal nicht in der Hand ist, dann ist der einzige Grund dafür, dass sein Besitzer tot ist und nun auf ihm liegt. Diese Vorstellung war in der gesamten antiken Welt sehr verbreitet. Bei den Germanen kam außer dem Tapferkeitsbeweis noch ein religiöser Aspekt hinzu: Die Farben des Schildes repräsentierten den Stamm und waren in ihrer Eigenschaft als religiöse Symbole gewöhnlich mit Bannsprüchen gegen feindliche Götter oder Dämonen sowie gegen Krankheiten besprochen. Verlor man den Schild oder warf ihn weg, so warf man symbolisch auch seinen Stamm und seine Götter weg – das galt natürlich als Kapitalverbrechen und entsprach in etwa unserer heutigen Fahnenflucht. Auch der Begriff des Desertierens war den Germanen bekannt, allerdings nach Tacitus mit einer leicht anderen Bedeutung: Sowohl bei den Römern und anderen antiken Kulturen als auch heutzutage bezeichnet man damit generell das Verlassen des Kampfverbandes – sei es nun in der Schlacht oder sonst irgendwo. Die Germanen definierten Desertion prinzipiell auch so, mit einer Ausnahme: Wenn ein Soldat im Kampf seine Truppe verließ, z.B. um sich zu versorgen, aber dann sofort wieder in den Kampf zurückkehrte, so galt das nicht als Desertion. Im Gegenteil hielt man so etwas für taktisches Geschick, wie Tacitus ausführt. Tacitus kritisiert hier einen Charakterzug, den fast alle militärischen Verbände hatten und haben, nämlich den Drang zu übertriebenem Heroismus und Maßregelung. Im Hinblick auf das zu erreichende Ziel kann ein kurzer Rückzug – auch eines einzelnen – durchaus sinnvoll sein. Leider besteht bei einer kurzen Abwesenheit vom Geschehen immer die Möglichkeit, dass der betreffende Soldat seinen Posten nicht mehr einnimmt und stattdessen desertiert. Um beschreiben zu können, was die Tatsache, dass die Germanen dieses Problem in den Griff bekommen haben, über sie aussagt, muss kurz auf ein paar Grundlagen der Militärpsychologie eingegangen werden: Die erste, jedem Menschen angeborene Reaktion auf jegliche Art von Gefahr ist weglaufen. Aber genau das muss eine militärische Ausbildung unbedingt verhindern! Ein Soldat muss auf die Gefahr zulaufen. Jede militärische Ausbildung muss daher bestimmte Grundinstinkte des Menschen ausschalten. Das erreicht sie durch eine perfekt geplante Verbindung aus Patriotismus, Einschüchterung und

Anstachelung. Der Soldat meint, dass er für sein Land dort bleiben *muss*, wo er ist; er hat furchtbare Angst davor, was ihm passieren könnte, wenn er abhaut, und er ist der festen Überzeugung, dass sein Feind nur dann gut ist, wenn er tot ist. Dieser Status, in dem jeder Befehl getreulich ausgeführt wird – also der Zustand, in dem jede instinktive Reaktion unterdrückt wird - ist äußerst labil. Wenn ein einziges Element nicht so läuft wie geplant, stürzt das Kartenhaus der Selbstbeherrschung in sich zusammen. Schon oft wurden Schlachten verloren, weil ein Soldat die Nerven verlor, floh und durch seine Panik eine planlose Flucht Aller einleitete. Der betreffende Soldat könnte einfach nicht mehr zurückkommen, oder ihm könnten, quasi in einem Dominoeffekt, die anderen Soldaten folgen. Beides wäre für den Schlachtverlauf natürlich fatal.

Bei den Germanen funktioniert das System offenbar ziemlich gut. Was Tacitus hier in Kapitel 6,3 mit gerade einmal neun Worten sagt („cedere loco, dummodo rursus instes, consilii quam formidinis arbitrantur“, „Den Ort zu verlassen, vorausgesetzt man kehrt wieder zurück, erachten sie als Ratschluss, statt als Angst“), hat bei näherer Betrachtung eine gewaltige Aussage sowohl über die Germanen als auch über die Römer. Wie bereits erläutert, ist der Sinn einer militärischen Ausbildung, den Soldaten dazu zu bringen, seine Aufgabe zu erledigen. Auch Training ist natürlich wichtig, doch muss das Primärziel die „Willensformung“ sein. Kein System, auch nicht das der Römer, hat es jemals geschafft, einen Soldaten aus *eigener* Überzeugung kämpfen zu lassen. Daher müssen Disziplin und Drill immer aufrechterhalten werden, da sonst kein Soldat lange kämpfen würde. Und deshalb darf sich auch kein Soldat der Kontrolle des Systems entziehen.

Bei den Germanen aber dürfe das ein Soldat, so Tacitus. Mehr noch: Obwohl er nicht mehr unter der Kontrolle des Systems stehe, käme er *freiwillig* wieder zurück! Hier lässt sich die von Tacitus propagierte „Tugend“ erkennen. Der germanische Kämpfer ist aus einer inneren und unbeeinflussten Haltung heraus bereit zu kämpfen. Er benötigt höchstens Ausbildung und Übung in der Handhabung seiner Waffe, eine moralisch/psychologische Schulung ist nicht notwendig.

4.5 Führungspersönlichkeiten – Heerführer und Staatslenker

„Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt“ (Kapitel sieben): Die Germanen wählen Könige aus dem Adel; (Heer)Führer aber aufgrund ihrer „virtus“. Hier ist mit „virtus“ primär „Tapferkeit“ gemeint. Wie im vorletzten Abschnitt aufgezeigt, besitzt aber sogar diese eine gewisse Komponente der „Tugend“. Tacitus verwendet „dux“ als Wort für „Heerführer“, was dieser Person eine Verantwortung überträgt, die über das reine Kommandieren einer Truppe hinausgeht. Ein „dux“ ist immer zugleich ein moralischer und politischer Führer, jedoch auf seinem Gebiet. Die „richtige“ Politik wird vom Adel gemacht. Tacitus’ sehr kurz gefasster Kommentar hierzu ist relativ leicht als Seitenhieb sowohl auf die römische Regierung, als auch auf das Heer zu erkennen: Der Adel als Ursprung eines Großteils aller Politiker trat durch diverse Reformen in dieser Funktion etwas in den

Hintergrund. Durch die größere Beteiligung niedrigerer Gesellschaftsschichten gewann das „normale Volk“ einiges an Einfluss. Tacitus als proletarierfeindlich zu bezeichnen, ginge sicher zu weit. Jedoch kann man als gesichert gelten lassen, dass er prinzipiell eine traditionelle Aristokratie bevorzugte. Begründet wurde diese Einstellung von ihren Sympathisanten mit den relativ hohen Anforderungen an einen Politiker. Ein gewöhnlicher Bürger ohne größere Bildung könne diese Anforderungen nicht erfüllen. Die Germanen, obwohl „Barbaren“, hatten laut Tacitus diese Lektion gelernt, indem sie Adelige, also gebildete und vorbereitete Menschen als Politiker bestimmten. Weiterhin verfügten ihre Herrscher, obwohl Könige, nicht über unumschränkte Macht. Den „Absolutismus“ der römischen Könige in der Frühzeit bekam man nur durch Amtsenthebung derselben in den Griff (und den der späteren Kaiser musste man dulden).

Wie bereits erwähnt, wurden die germanischen Heerführer aus der Reihe der Tapfersten gewählt. Das ist schon einmal ein großer Unterschied zur römischen Armee, in der oft ebenfalls Adelige die Offiziere waren – weniger wegen ihres Könnens, sondern eher aufgrund ihrer Unsummen an finanziellen Mitteln. Weiterhin führt Tacitus aus, dass diese Heerführer ihre Gefolgschaft nicht durch reine Befehlsgewalt, sondern durch ihr Verhalten gewinnen. Der Offizier sei seinen Leuten ein Vorbild. Diese folgen nicht aus Angst vor Strafen, sondern weil sie seine Handlungen als erstrebenswert betrachten („...et duces exemplo potius quam imperio, si prompti, si conspicui, si ante aciem agant, admiratione praesunt“, Kapitel sieben). Hier gilt das gleiche, was bereits in Abschnitt 4.4 ausgeführt wurde.

4.6 Religion als nicht vom Alltag getrennte Selbstverständlichkeit

Generell nahm Religion in der Antike einen wesentlich höheren Stellenwert ein als heutzutage. Die Anzahl und Ausführung bestimmter Rituale war sehr streng vorgeschrieben und wurde auch unter allen Umständen eingehalten. Im täglichen Leben zeigte sich dies durch in jedem Haushalt vorhandene Kleinaltäre und/oder Gebetsstätten. Das politische Leben war geprägt von religiösen Ritualen – von Bittgebeten für bestimmte Maßnahmen bis zum Einholen von Orakelsprüchen. Heute wie damals trifft beziehungsweise traf der Spruch „Not lehrt Beten“ zu. Zu Tacitus' Zeiten war die Not allerdings recht gering, sodass, ähnlich wie heute, die allgemeine Religiosität abnahm. Tacitus missbilligte dies durchaus. In diesem Lichte muss man auch seine Passagen über die Religiosität der Germanen sehen. Er stellt die Germanen als ein sehr religiöses Volk dar, mit einem starken, archaischen Glauben an Vorherbestimmung und Schicksal. Interessanterweise erwähnt Tacitus die Religion erstmals nach der Passage über die Wahl von Königen und Heerführern, in der er ausführt, dass die Könige keine unumschränkte Macht hätten (Kapitel sieben, „nec regibus infinita ac libera potestas“): Die Befugnis zu strafen liege ausschließlich in den Händen der Priesterschaft und ist damit nicht mehr auf menschlicher Ebene anzusiedeln. Eine willkürliche Machtausübung im Sinne eines Missbrauchs von erhaltener Macht gibt es nicht. Dies zeigt die enge Verzahnung von Religion und normalem Alltag.

Dass Tacitus so deutlich auf diesen Punkt hinweist, liegt daran, dass „rex“ für die Römer seit der Frühzeit ein Reizwort war und als Synonym für „Tyran“ gebraucht wurde.

Die Einbettung des Göttlichen zeigt sich auch in der Schlacht: Wie Tacitus berichtet („...signa... in proelium ferunt“), werden die Götter als Begleiter gesehen, denen man während der Schlacht eine Wohnstatt geben muss. Eine Art von Transzendenz wird auch den Frauen zugesprochen, welche in Beratungen eine nicht unerhebliche Macht besitzen; nur selten weist man ihre Ratschläge zurück, so Tacitus. Allgemein wohne ihnen etwas Seherisches und Heiliges inne („etiam sanctum aqliquid et providum putant“). Caesar berichtet in „De Bello Gallico“, Buch 1, Kapitel 50,4, dass es durchaus üblich gewesen sei, die Frauen durch Orakel wichtige Entscheidungen treffen zu lassen.¹⁶ Trotz dieser „Fast-Göttlichkeit“ begingen die Germanen nach Tacitus nicht den Fehler, die Frauen zu absoluten Göttinnen zu erheben, also sich quasi die „Erschaffung“ von Göttern anzumaßen. Tacitus führt die Verehrung der Veleda als Beispiel für eine solche Vergöttlichung an. Diese war eine Seherin vom Stamme der Brukterer, die verborgen lebte und durch ihre Weissagungen großen politischen Einfluss besaß. Tacitus erwähnt sie im vierten Buch seiner „Historien“.¹⁷ Als Beispiel reiner Verehrung, aber nicht Transzendierung, nennt er Albruna. Auch diese war eine Seherin, setzte sich aber bei weitem nicht so beeindruckend in Szene wie Veleda.¹⁸ Als im positiven Sinne zutiefst moralischer Mensch war die Vergöttlichung eines Menschen für Tacitus natürlich eine furchtbare Vorstellung und seine Worte richteten sich eindeutig gegen den Gottheitsanspruch so mancher Feldherren und Kaiser. Man denke nur an Kaiser Nero (54 bis 68 n. Chr.), dessen Eskapaden Tacitus als Kind miterlebte und der unter anderem eine kleine Tochter, welche im Alter von zwei Monaten starb, zur Göttin erhob.¹⁹ Die Germanen verhielten sich nicht aus Schmeichelei so; eine kriecherische Unterwürfigkeit vor (vermeintlich oder auch real) Höhergestellten war ihnen (im Gegensatz zu den Römern nach Tacitus' Ansicht) völlig unbekannt. Diesen Punkt kann man historisch als wahr betrachten: Aufgrund der sehr direkten Art der Germanen dürfte Unterwürfigkeit eher selten vorgekommen sein. Dafür war das Gegenteil umso ausgeprägter, Kleinkriege zwischen verschiedenen Stämmen waren an der Tagesordnung, eine Schattenseite der germanischen Wesensart, auf die Tacitus aus verständlichen Gründen nicht im Geringsten eingeht.

Tacitus schreibt den Germanen die Verehrung einer ganzen Reihe römischer Gottheiten zu, zum Beispiel die Verehrung von Merkur, Mars und Jupiter in Kapitel neun; dies ist nur bedingt so richtig, da die Germanen selbstverständlich ihre eigenen Gottheiten besaßen. Dass diese sich in ihrer Verantwortlichkeit oft mit den römischen Göttern deckten, liegt in der Natur einer jeden Vergöttlichung als Ausdruck persönlichen Schutzbedürfnisses gegen eine bestimmte Art von Übel begründet. Da sich Übel, wie Trockenheit, Seuchen etc, überall gleichen, stellen sich mit der Zeit auch ähnliche Aufgabenbereiche der Gottheiten ein. Dieser Effekt ist zwischen Römern und Germanen sogar noch verstärkt, da auch die römischen Götter größtenteils zu Zeiten entwickelt wurden (in Anbetracht des Charakters römischen Glaubens unter dem Aspekt des reinen Nutzens kann man durchaus von „entwickelt“ sprechen), in welchen die Römer noch ein Bauernvolk und damit den Germanen nicht unähnlich waren. Auf die Verehrung der einzelnen Gottheiten soll nicht weiter

eingegangen werden, da dies hier nicht relevant ist. Trotzdem ist das Thema Religion in der Germania sehr interessant, zeigt es doch recht deutlich Tacitus' Ansichten in Bezug auf römische Religionspraxis. Religion war für die Römer weniger eine Verehrung eines Gottes (oder mehrerer Götter) an sich, sondern kann am besten mit einem „Handel“ umschrieben werden. Der Kerngedanke der römischen Religion war „do, ut des“: ich gebe, damit du gibst. Indem der Gläubige den Göttern opferte, erbrachte er seinen Teil, und der jeweilige Gott war quasi rechtlich verpflichtet, die Bitte, sofern sie entsprechend durch Opfer ausgeglichen wurde, zu erfüllen. Daher kommt auch die ungeheure Vielfalt an römischen „Kleinstgöttern“, die alle für einen anderen Bereich zuständig waren. Generell hatte jeder Gott einen bestimmten Zuständigkeitsbereich, in dem er mehr oder weniger uneingeschränkte Macht besaß. In allen anderen Bereichen hatte er nichts zu sagen. Deswegen war es für die Römer sehr wichtig, auch den „richtigen“ Gott anzubeten, wenn man etwas haben wollte. Erbat man z.B. von Hermes Glück beim Getreideanbau und opferte ihm, so freute er sich nach dem Glauben zwar über die Opferung, konnte aber nicht helfen, da seine Macht nicht in diesem Bereich lag. Natürlich gab es auch unter den Römern viele Menschen, die in unserem Sinne tiefgläubig waren, also die Götter nicht nur als Mittel zum Zweck sahen, doch war der offizielle Kurs, insbesondere der Führungselite eher „do, ut des“. Den Germanen spricht Tacitus also die Verehrung von Göttern zu, für deren Entwicklung ein so hoch stehendes Volk wie die Römer bereits Jahrhunderte brauchte – man beachte: ein einfaches Barbarenvolk glaubte an die gleichen Götter wie die Herren der Welt. Diese Aussage kann man als Negierung des römischen „Missionierungswillens“, nämlich die römische Lebensart allen Nichtrömern zu „schenken“, sehen, indem ein Barbarenvolk unblutig das Gleiche erreicht wie das Imperium mit all seinen Kriegen. Weiterhin hielten es die Germanen „mit der Erhabenheit des Göttlichen für unvereinbar, Götter zwischen Wänden einzuschließen und ihnen Menschengestalt zu verleihen“ (Kapitel neun, Abschnitt zwei, „ceterum nec cohibere parietibus deos neque in ullam humani oris speciem assimilare ex magnitudine caelestium arbitrantur“). Gerade ersteres war einer der Stützpfiler des römischen Glaubens: Der „Anbetungs- und Anwesenheitsbereich“ des jeweiligen Gottes war sein Tempel. Nur hier war er ansprechbar, nur hier zeigten Opfer und Bitten Wirkung. Dies läuft praktisch jeder Definition eines Gottes entgegen, denn Götter zeichnen sich ja gerade dadurch aus, dass sie, in welcher Weise auch immer, mehr Macht besitzen als Menschen. Jedermann weiß, wie schwer es bereits ist, einen Menschen an einem Platz zu halten (man betrachte nur die hohe Sicherheit in Gefängnissen), und da soll es möglich sein, einen Gott einzusperrern? Nach dem germanischen Glauben und sicher auch nach Tacitus' Meinung - sonst hätte er es nicht geschrieben - war so etwas, abgesehen davon, dass es schlicht unmöglich war, auch ein sehr großer Frevel gegen die Götter. So übertrieben viele Kulthandlungen uns heute erscheinen mögen, zeigen sie doch die ungeheure Ehrfurcht vor dem Göttlichen, die den pragmatischen und nutzorientierten Römern fremd war. Eine solche Reduzierung eines Gottes auf ein Werkzeug wäre nicht einmal einem Großinquisitor eingefallen – Im Gegenteil, dieser sah sich als demütigen Diener des göttlichen Willens. Die einfachen, ungebildeten Bauern der germanischen Stämme hatten also ein Religionssystem entwickelt, das nicht nur wesentlich besser der Vorstellung von Göttern entsprach,

sondern offenbar auch noch wesentlich besser funktionierte. Denn wie sollte man es sich sonst erklären, dass es dieses doch eigentlich recht zurückgebliebene Volk trotz aller Eroberungsversuche der militärisch ohne Zweifel brillianten Römer noch gab, dass es moralisch so gefestigt war und niemals von seinen Idealen abkam, was sogar Caesar widerwillig bewundern musste? Tacitus beschreibt die germanische Religion als sehr archaisch: Der Glaube der Germanen entspricht quasi der „Urform“ einer Verehrung als Ausdruck der Unterwerfung und Dankbarkeit – nicht mit dem Hintergedanken eines Nutzens.

Was den Germanen ebenfalls mit den Römern gemeinsam sei, ist die Bestimmung des göttlichen Willens durch Vorzeichen. Sowohl das Losorakel als auch Hauspicien seien bekannt („Auspicia sortesque ut qui maxime observant.“, Kapitel zehn). Tacitus beschreibt noch eine weitere, seiner Meinung nach rein den Germanen vorbehaltene, Form der Divination: Spezielle als heilig erachtete Pferde werden vor einen Wagen gespannt und aus ihrem Schnauben und ihren Bewegungen sagt man Künftiges voraus. Dies käme daher, dass Pferde als Mitwisser der Götter deren Entscheidungen voraussehen könnten. („*proprium gentis equorum quoque praesagia ac monitus experiri*“, Kapitel 10, Abschnitt zwei) Warum ausgerechnet Pferden diese Fähigkeit zugesprochen wurde, erwähnt Tacitus, wohl aus mangelndem Wissen, mit keinem Wort. In der germanischen Mythologie war ein Schimmel das Lieblingstier des Gottes Ziu (in der späteren nordischen Überlieferung Tyr genannt). Als ursprünglicher Schöpfergott wurde dieser bei den Germanen zunehmend durch Odin/Wotan verdrängt. Er ist in seiner historischen Funktion wohl am ehesten mit Jupiter zu vergleichen. Tacitus jedoch vergleicht ihn im Rahmen der „interpretatio Romana“ (der Gleichsetzung fremder Götter mit römischen Gottheiten) mit Mars – wohl aufgrund seines Aufgabenfeldes als Kriegsgott.²⁰ Germanen und Kelten sind zwar generell zwei verschiedene Völker, doch beschreibt Tacitus hier nicht die für uns heute „typischen“ Germanen (unter denen man sich nach unserem Verständnis eher etwas „Wikingerhaftes“ vorzustellen hat) als viel mehr diejenigen Stämme, welche die ursprünglich im heutigen Deutschland lebenden keltischen Völker vertrieben oder assimilierten, deren Siedlungsraum sich bis ins heutige Frankreich erstreckte. Die großen Werke der germanischen Mythologie, welche den Grundstein zu unseren heutigen „Germanen“ legten, wie z.B. die „Edda“, entstanden weit nach Tacitus' Zeit. Die von Tacitus angesprochene Religion und Kultur der „Rheingermanen“ stellt eine Vermischung aus originär germanischen Vorstellungen und assimilierten keltischen Einflüssen dar.²¹ So übernahmen die Germanen stellenweise sogar das System der keltischen Druiden. Mit seiner Beschränkung des „Pferdeorakels“ auf die Germanen lag Tacitus historisch gesehen falsch; sowohl von den Griechen als auch von den Persern ist dergleichen überliefert. Dass sogar die Adeligen diesen Prophezeiungen vorbehaltlos trauten (Kapitel 10,2 „*non solum apud plebem, sed apud proceres...*“), betont Tacitus im Hinblick auf seine vornehmen Landsleute, welche die Prophezeiungen ihrer Auguren und Haruspices meistens für faulen Zauber hielten.

Ein letztes weniger religiöses Verfahren, den Ausgang eines Kampfes vorzubestimmen, ist der Kampf je eines Repräsentanten der Opponenten in der jeweiligen Bewaffnung („*eius gentis, cum qua bellum est, captivum quoquo modo interceptum cum electo popularium suorum patriis quemque armis*

committunt“, Kapitel 10, Abschnitt 3). Diese Praxis war in der Antike durchaus üblich und wurde allgemein als human und sehr nobel erachtet. Abgesehen von der wesentlich geringeren Gefahr einer totalen Verwüstung, die ein Krieg notwendigerweise mit sich brachte, schonte eine solche Entscheidung auch beträchtlich die personellen und finanziellen Ressourcen der Beteiligten. Generell war jede Schlacht eine enorme logistische Herausforderung. Truppen mussten gesammelt und Nachschub organisiert werden. Setzte eine der beiden Seiten auf die Zermürbungstaktik, konnte man sich auf eine extrem kostspielige Belagerung einstellen. Noch verfahrenere war die Situation, wenn sich zwei Großmächte gegenüberstanden, die, wenn auch nicht unendlich, doch sehr oft neue Truppen herbeordern konnten – bei ungefährtem Gleichstand konnte eine Schlacht ziemlich lange dauern. Wenn ein solcher Zweikampf auch nur selten den Ausbruch einer Schlacht verhinderte, so entmutigte er doch wenigstens die Verliererseite gewaltig. Dadurch war die Kampfmoral oft so gesunken, dass der Kampf um einiges kürzer ausfiel als er ohne Vorentscheidung gedauert hätte. Tacitus erwähnt dies wieder einmal, um den Römern die Illusion zu rauben, nur ein hoch stehendes Volk könne solche Errungenschaften (und die Idee eines solchen Vorentscheids darf als taktische Meisterleistung angesehen werden) entwickeln.

4.7 Das Zusammenleben in der Ehe

Das Zusammenleben war schon immer ein stark diskutiertes Thema in Rom gewesen. Sogar Gesetze wurden verabschiedet, um bestimmten Exzessen Herr zu werden. Bedingt durch die hohe Einwohnerzahl Roms, die dadurch auftretende Verarmung vieler und der Tatsache, dass einige wenige immer reicher, damit gelangweilter und dekadenter wurden, nahmen die Entgleisungen geradezu schwindelerregende Ausmaße an. Tacitus sah hierin mit Sicherheit eines der größten Probleme Roms. Daher ist es nicht verwunderlich, dass er sein Kapitel über die Gepflogenheiten der Germanen im Bereich Ehe und Beziehungen mit einer großen Portion Enthusiasmus angeht. Gerade bei diesem Thema hatte Tacitus nebenbei noch den Vorteil, dass er größtenteils über Tatsachen schreiben konnte. Aufgrund der starken Einbindung der Religion ins tägliche Leben waren die Germanen automatisch sehr „moralisch“, was Ehe angeht, Tacitus konnte damit umso bestimmter auftreten, da es einen unumstößlichen Beweis für ein anderes Verhalten als das römische gab. Als erstes spricht er von der strengen Monogamie der Germanen (Kapitel 18: „nam prope soli barbarorum singulis uxoribus contenti sunt“, „Denn fast als Einzige unter den Barbaren sind sie mit einer Frau zufrieden“); ausgenommen einiger weniger Adelige, die aufgrund vieler Heiratsanträge mehrere Frauen haben („...sed ob nobilitatem plurimis nuptiis ambiuntur“, „...da sie wegen der vornehmen Herkunft mit mehreren Heiratsanträgen umworben werden“). Die strenge Monogamie eines solchen „Barbarentvolkes“ stellt einen starken Seitenhieb auf die Praktiken dekadenter Römer dar. Interessant ist hier aber der zweite Teil, nämlich die Ausnahme der Adelige. Hier wirft sich die Frage auf, warum Tacitus überhaupt über eine solche Minderheit schreibt. Denn entgegen aller von Tacitus

eingebraachter Gegendarstellung bestand das germanische Volk natürlich zum größten Teil aus Bauern und Kriegern. Einen weiteren Teil, etwa fünf Prozent, stellten die verschiedenen Grade der Priester dar. Praktisch alle Priester lebten ohnehin zölibitär, obwohl es in den Stämmen normalerweise keine Vorschrift war. In Anbetracht ihrer langwierigen Ausbildung und des hohen Zeitbedarfes ihres Amtes entschieden sie sich aber meistens für das Zölibat. Dies zeigte sich verstärkt in den fortschrittlicheren Germanenstämmen, welche Aspekte des keltischen Druidentums übernahmen, in welchen der Zölibat üblich war. Die angesprochenen Adelige machten nur etwa drei Prozent der Germanen aus. Tacitus führt sie hier dennoch als Beispiel an, wie elegant man ein Problem lösen kann: Adelige bekamen, primär aufgrund ihres hohen Ranges, sehr viele Heiratsanträge gemacht. Für eine Frau und ihre Familie war ein Adelige hohen Ranges eine sehr gute Partie, nicht nur wegen seines Vermögens, sondern aufgrund des öffentlichen Ansehens und seines großen Einflusses. Diese Dinge kamen der Frau selbstverständlich auch zugute. Dass solche Adelige nun mehrere Frauen heirateten, hatte den Vorteil, dass ursprünglich sozial niedrigere Familien aufsteigen konnten, neues „Genmaterial“ in den Adel kam und der Adelige seinen Einfluss sowohl in andere Dörfer als auch in andere Stämme erweitern konnte (eine Heirat zur Beendigung eines Krieges war nicht unüblich). Ein weiteres großes Problem, nämlich die hohe Kindersterblichkeit, konnte damit ebenfalls umgangen werden: Je mehr Frauen der Adelige hatte, desto mehr Kinder hatte er und desto höher war die Chance, dass genug überlebten, um die Blutlinie fortzusetzen. Die Todes- und Verlustrate war auch bei erwachsenen Adeligen bedeutend höher als bei den anderen Bevölkerungsschichten, da Adelige aufgrund ihres Status im Kampf in vorderster Front kämpften, wesentlich schwierigere Mutproben ablegen mussten als alle anderen und außerdem die bevorzugten Geiseln waren. Und schließlich brachten neue Frauen auch neue Ideen, was besonders für politisch tätige Adelige eine große Erleichterung war. Tacitus definiert die adelige Polygamie also nicht als Auswuchs „übertriebener Sinnlichkeit“, sondern als logische (hier widerspricht Tacitus einem antiken Topos, nämlich dass „Barbaren und Logik“ nicht zusammen passten) Maßnahme zur Erhaltung des Staates. Und eine solch noble Intention konnte man den von Tacitus kritisierten Römern wirklich nicht attestieren. Geschichtlich betrachtet war die Monogamie allein schon aus wirtschaftlichen Gründen sehr verbreitet. Es bestand aber generell für jeden die Möglichkeit, mehrere Frauen zu haben. Tacitus' Begründung für diese Ausnahmen ist zwar im Kern durchaus wahr, entspringt aber seiner Ansicht, dass die Polygamie nicht so recht in sein Bild der ehrhaften Krieger passte.

Ein weiterer Punkt ist die Mitgift, die laut Tacitus ebenfalls nach dem Nutzen ausgewählt ist und nicht danach, ob sie der Frau oder dem Mann gefalle („...munera non ad delicias muliebres quaesita...“, Kapitel 18, Abschnitt zwei). Hier besteht ein starker Gegensatz zur Mitgiftpraxis der Römer zu Tacitus' Zeit. Die Mitgift bestand hier größtenteils aus Schmuck und anderen Gaben, die unter anderem dafür gedacht waren, der Frau die meist rein politische Heirat schmackhaft zu machen – von beiden Seiten. Auch der Sinn der Mitgift unterscheidet sich: Während es sich bei den Römern um eine, wie auch immer geartete, reine Übertragung von Vermögenswerten handelte, dient die germanische Mitgift zur Vorbereitung der Frau auf ihre Aufgabe. Aus diesem Grund war der Ritualcharakter bei

den Germanen viel stärker ausgeprägt: Durch das Überreichen einer Waffe, welche die Frau ihrem zukünftigen Mann schenkte, wurde ihre Beteiligung am gesamten Leben ihres Mannes dargestellt – sie sollte in Krieg und Frieden an seiner Seite stehen (Kapitel 18 „...idem in pace, idem in proelio passuram ausuramque“. Diese Haltung ist durchaus mit unserem heutigen „in guten und in schlechten Tagen“ vergleichbar. Damit ist der Frau auch eine, bei den Römern fehlende, Verantwortlichkeit gegeben, sie bleibt nicht nur auf Haus, Hof und Kindererziehung beschränkt, wie das bei den Römern zumindest größtenteils der Fall war. Hier hat Tacitus tatsächlich einen der großen Schwachpunkte der römischen Gesellschaft getroffen.

Weiterhin führt Tacitus am Ende dieses Kapitels noch die Folgen eines Ehebruchs (der Mann treibt seine Frau nackt durch das gesamte Dorf) und die Vorteile einer reinen Jungfrauenheirat an. Dass Letztere bei einem nicht oder wenig vorhandenen Moralempfinden auch nicht besonders wirksam ist, zeigen die Beispiele einiger Vestalinnen, die für ihre durchaus absichtlichen Fehltritte mit dem Tod durch Einmauern bestraft wurden. Tacitus deutet daher besonders hierauf hin, da in der altrömischen Zeit eine Frau, die im ganzen Leben nur einen einzigen Mann heiratete (eine sogenannte „univira“, „Einmannin“) eine große Wertschätzung genoss.²²

Die Reaktion auf einen Ehebruch war bei den Römern theoretisch gesehen dieselbe wie bei den Germanen, zumindest die gesellschaftlichen Folgen. Wenn aber die Sitten sich so dramatisch verschlechtern, wie Tacitus dies darstellt, dann ist die Schande einer solchen Ehebrecherin keine Schande mehr, sondern wird möglicherweise noch als „erfolgreicher Ausbruchversuch“ anerkannt. In diesem Abschnitt bringt Tacitus einen seiner besten Gedanken: „plusque ibi boni mores valent quam alibi bonae leges“, zu Deutsch: „und mehr erbringen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze“. Hier spielt Tacitus auf die Ehegesetzgebung des Kaisers Augustus an, die Unverheiratete wesentlich höher besteuerte. Das Gesetz blieb aufgrund der vielen Ausnahmeregelungen ohne rechte Wirkung.²³

4.8 Recht und Rechtsprechung

Eine umfassende Darstellung des germanischen Rechtssystems ist Tacitus offenbar ein großes Anliegen (Umfassend ist ein dehnbarer Begriff, aber angesichts der Kürze des Werkes nimmt das Recht doch einen weiten Raum ein). Die ausgeklügelte Judikative war mit Sicherheit der Punkt, der die Römer - nach ihren Eroberungen natürlich - am meisten mit Stolz erfüllte. Teilweise war dieser Stolz durchaus berechtigt, denn selbst für unsere heutigen Verhältnisse war das römische Recht sehr klar und praxisnah abgefasst. Nicht umsonst basiert unser gesamtes Rechtssystem auf dem „Ius Romanum“, dem Römischen Recht. Der erste Hinweis auf die germanischen Rechtspraktiken geschieht, wie bereits in 4.6 ausgeführt, in Kapitel sieben. Tacitus führt hier aus, dass es nur den Priestern (bei den Germanen Druiden) erlaubt sei, Bestrafungen jeder Art vorzunehmen („ceterum neque animadvertere neque vincire, ne verberare quidem nisi sacerdotius permissum“). Das germanische Rechtssystem wird von ihm also stark religionsgebunden dargestellt, was es (zumindest

theoretisch) dem Römischen gleichstellt. Auch dieses leitet seine Legitimation aus dem Willen der Götter her. Durch diese Gleichstellung macht Tacitus das germanische Recht quasi „diskutabel“. Das nächste Mal erwähnt Tacitus die Rechtsgepflogenheiten in Kapitel zwölf. Das gesamte System zielt darauf ab, die begangenen Schandtaten zu verbergen, die Bestrafung aber öffentlich zu zeigen („diversitas supplicii illuc respicit, tamquam scelera ostendi oporteat, dum puniuntur, flagitia abscondi.“, Kapitel zwölf). Der praktische Nutzen liegt auf der Hand: Durch die offene Zurschaustellung der juristischen Folgen einer Tat ist die Abschreckung entsprechend groß; da die Tat selbst aber nicht näher erläutert (und schon gar nicht vorgeführt) wird, zum Beispiel durch Nachspielen im Zuge einer Tatrekonstruktion während der Verhandlung, kann sich keine Nachahmung durch ein schlechtes Vorbild einstellen.

Anklagen werden immer in den Volksversammlungen erhoben, bei denen sich je nach Wichtigkeit nur die führenden Männer oder das gesamte Volk zu einer festgesetzten Zeit treffen. Laut Tacitus seien diese Zeiten allerdings nicht immer eingehalten worden, da die Germanen zu Unpünktlichkeit neigten. Dort werden auch die Männer gewählt, die in den Dörfern Recht sprechen. Das System ist also relativ dezentralisiert und somit flexibel, kann aber in den Versammlungen kontrolliert werden.

In Abschnitt 20f beschreibt Tacitus die Erbfolge: Rechtsnachfolger seien immer nur die eigenen Kinder, bei Kinderlosigkeit gehe der Besitz auf die Brüder über. Auch alle Freundschaften sowie Feindschaften des Vaters muss der Erbe übernehmen, doch gäbe es hier festgesetzte Sachstrafen, mit denen eine solche Fehde beendet werden könne. Diese Buße käme der gesamten Sippe zugute. Jede Bestrafung dient also nicht nur der Läuterung des Täters, sondern soll den entstandenen Schaden wiedergutmachen.

Auch bei wichtigen Beschlüssen gilt ein besonderes System: Beratungen finden in „lockerer Runde“ bei Bier und reichlichem Essen statt. Am nächsten Tag tritt die Runde dann nochmals zusammen und fasst den Beschluss. Tacitus meint, dass dieser Zeitpunkt vernünftig sei, da „Sie sich beraten wenn sie sich nicht zu verstellen wissen und (sie) beschließen wenn sie sich nicht irren können“ (Kapitel 22). Der diesem System vorstehende Gedanke bildet das Rückgrat des germanischen Rechts. Eine Entscheidung ist dann gut, wenn sie zum Wohle aller Betroffenen ausfällt, den Göttern angenehm ist und ohne (schändliche) Hintergedanken getroffen wurde. Eine Beratung in geselliger Runde ist hierfür ideal, da aufgrund der ausgelassenen Stimmung Hintergedanken (teilweise auch bedingt durch zu hohen Alkoholkonsum) nicht oder nur wenig einfließen.

Tacitus führt nur einen negativen Punkt im germanischen Recht auf: Bringt ein Herr im Jähzorn seinen Sklaven um, so wird er nicht betraut. Dass Tacitus auf diesen Punkt nicht weiter eingeht, ist nachvollziehbar, war dies doch in der gesamten antiken Welt üblich. Er erwähnt es nur als Beruhigung seiner Leser, in deren Augen die Germanen mit Sicherheit zu nobel charakterisiert wurden. Die Rechte und Pflichten von Sklaven unterschieden sich nämlich außer in diesem Punkt sehr stark: So konnte man einen germanischen Sklaven hinsichtlich seiner Befugnisse und seines sozialen Status am ehesten mit einem römischen Kleinbauern vergleichen – ein Diener/Herr-Verhältnis im römisch/griechischen Sinne mit völliger Abhängigkeit und absoluter Willkür war selten.

Um diesen Abschnitt kurz zusammenzufassen: Das germanische Recht unterschied sich vom Römischen vor allem in seinem weniger festgeschriebenen Charakter. Viele Situationen, für die im römischen Recht ausgedehnte Passagen vorhanden waren, wurden hier nach allgemeinen, ungeschriebenen, aber nicht weniger gültigen Gesetzen gehandhabt. Statt eine Gesellschaft durch geschriebenes und restriktives Recht („ius“) zu sichern, bauten die Germanen auf durch ihre Tugend hervorgebrachte ungeschriebene Sitten, die sich mit der Zeit entwickelt hatten. Dies sind die bereits erwähnten „mores“, die als Ergebnis einer gemeinsamen Lebenseinstellung durch Weitergabe zu allgemein akzeptierten und durchgeführten Regeln wurden, aber ohne den festgesetzten und starren Charakter eines Gesetzes zu erlangen.

5 Funktion der Germania

Zuerst einmal eine Klarstellung: Dass Tacitus immer wieder die „Genialität“ der Germanen betont, mag auf den heutigen Leser ermüdend wirken und den Eindruck erwecken, Tacitus habe keine Ideen gehabt, doch muss man dies (wieder einmal) aus der damaligen Sicht betrachten. Für die Römer war prinzipiell jeder ein Barbar, der kein Latein konnte. Das galt für Germanen genauso wie für andere Völker. Diese Einstellung war zwar schon damals logisch nicht nachvollziehbar, hielt sich aber trotzdem hartnäckig. Ohne Zweifel war auch Tacitus nicht völlig frei von solchen Vorurteilen. Im Nachhinein ist es natürlich leicht, jemandem eine bestimmte Intention anzudichten, er kann sich ja nicht mehr wehren, und umso schwerer ist es, diese Intention dann nachzuweisen. Was Tacitus also selbst von den Germanen hielt, kann heute niemand mehr wissen. In der Germania aber stehen sie für den (fast) idealen Menschen, wie Tacitus ihn sich vorstellt.

Ein Punkt, der die Absicht der Germania gut verdeutlicht, ist eine der Begründungen für das perfekte Zusammenleben in der Ehe: Tacitus schreibt in Kapitel 19, dass keiner der Ehepartner seine Gedanken jemals Briefen anvertrauen würde („litterarum secreta viri pareiter ac feminae ignorant.“). Zumindest in den unteren Gesellschaftsschichten lag das primär einmal daran, dass die Betroffenen gar nicht lesen und schreiben konnten. Auch ein Großteil des Adels konnte nicht schreiben. Und bei denen, die es konnten, setzte die, von Tacitus ebenfalls viel gerühmte „Vernunft“, „ratio“ ein, die ihnen die Aussichtslosigkeit einer solchen Niederschrift vor Augen hielt. Die Frau konnte gegen ihren Mann sowieso wenig unternehmen und der Mann hatte, ähnlich wie unsere Politiker heute, auch noch sein Gesicht zu wahren. Außerdem liegt es damals wie heute in der Natur solcher Heimlichkeiten, dass sie entdeckt werden – die Gefahr war aufgrund der „Blockhüttenbauweise“ germanischer Häuser sogar noch größer als in den großen Villen der römischen Patrizier, da es bei den Germanen wesentlich weniger Verstecke gab. Dass Tacitus die Tatsache der Leseunkundigkeit der Germanen unterschlug, liegt daran, dass die Zielgruppe der Germania natürlich lesen konnte und eine Erwähnung die Germanen in deren Augen zu Vollwilden abgestempelt hätte. Solche Tendenzen sind auch heute immer öfter zu beobachten – man denke an den „sozialen Unterschied“ zwischen einem deutschen und einem zum Beispiel türkischen Analphabeten. Hier sieht man deutlich, wie die Germanen von Tacitus instrumentalisiert wurden, um die Dekadenz seiner Landsleute aufzuzeigen. Dieses spezielle Beispiel wirft den Römern vor, dass sie mit all ihrer Kultur, mit all ihren Eroberungen nicht einmal ein einfaches, unzivilisiertes Bauernvolk in moralischen Qualitäten übertreffen. Gerade dieser Gedanke des „superare“ (jemanden in einer Sache übertreffen) stellte einen elementaren Bestandteil des römischen Denkens dar. Die Grundvorstellung eines idealen Lebens bestand theoretisch darin, durch politische Aktivität einen idealen Staat zu schaffen (Cicero, „De re publica“: Ein gutes Leben ist an die Leistung für die Gemeinschaft gebunden, welche Virtus heißt). Tugend ist also gleichbedeutend mit Leistung für den Staat, oder anders gesagt, nur die Arbeit als Politiker ermöglicht ein, auch in unserem heutigen Sinne, „tugendhaftes Leben“. Nach dem römischen Verständnis konnte nur ein

Leben in politischer Betätigung den Menschen vor dem „otium“, also dem Müßiggang im negativen Sinne, retten. Durch die politische Beschäftigung und durch die Abwesenheit von „otium“ konnte sich die Tugend frei entfalten. Tacitus wollte nun die Römer wieder zu diesem Ideal eines Lebens mit und für die Gemeinschaft, in Ehrfurcht vor den Göttern und den Ahnen und im unermüdlichen Streben, das Bestmögliche für das Gemeinwohl zu geben, zurückbringen. Er versuchte dieses Ziel zu erreichen, indem er den dekadenten Römern mit den Germanen ein doppeltes Beispiel für die Virtus entgegensetzte: Erstens, dass die Virtus, wenn sie angewandt wird, jedes Volk zu vollkommener moralischer Festigkeit durch übereinstimmende Sitten, „mores“, führt, unabhängig von Typ dieses Volkes. Zweitens, dass sie, einmal entdeckt und verbreitet, selbst ein Barbarenvolk zu einem zivilisierten Volk machen kann, einfach durch ihre ungeheure Beharrungs- und Durchsetzungskraft. Unausgesprochen bleibt die logische Folgerung, von dem Tacitus mit Sicherheit wollte, dass seine Leser sie erkennen: Wenn die vollkommene Anwendung der „virtus“ aus den Germanen ein solches Musterbeispiel der Tugend gemacht hat, was könnte dann ein so hoch stehendes und großes Volk wie die Römer mit ihrer Hilfe erreichen?

6 Literaturverzeichnis

6.1 Literatur

Das folgende Literaturverzeichnis nennt die verwendeten Werke in alphabetischer Reihenfolge der Autoren.

6.1.1 Text

Tacitus, Publius Cornelius „Germania“ – Urtext, Übersetzung und Kommentare (Übersetzung und Hrsg: Alfons Städele, Kommentare von Gerhard Fink), 3. Auflage 2003, Düsseldorf/Zürich: Artemis und Winkler Verlag, patmos Verlagshaus

6.1.2 Sekundärquellen

Bordas, Thierry, „Die Mythologie der Kelten und Germanen“
Augsburg: Weltbild Verlag, Dt. Erstauflage 2004

Fischer-Fabian, Siegfried, „Die ersten Deutschen – Über das rätselhafte Volk der Germanen“
Bergisch-Gladbach: Bastei Lübbe Verlag, 8. Auflage Februar 2004

Nack, Emil, „Germanien“
Wien: Carl Ueberreuter Verlag, 19770

Der neue Pauly – Enzyklopädie der Antike,
Herausgegeben von Hubert Cancik/Helmuth Schneider/Manfred Landfester, 2003 Stuttgart:
Verlag J.B. Metzler

6.2 Multimediale Inhalte

Wikipedia DVD, Ausgabe Frühjahr 2005, Wikimedia Verlag, Directmedia Publishing,
ISBN 3-89853-020-5

Wikipedia Onlineversion; automatischer Zugriff von o.g. DVD

Suchschema:

Bei Daten ist der Suchbegriff der Name oder das Ereignis, z.B. „Nero (Kaiser)“,
„Dreikaiserjahr“.

Informationen über P.C. Tacitus: Suchbegriff „Tacitus“

Titelbild: [<http://www.fvss.de/facharbeiten/tacitus/images/tacitusstatue.jpg>], 25.06.2005

I) [<http://www.phil-gesch.uni-hamburg.de/igrlat/kvvss03.html>], 15.06.2005

7 Verzeichnis der Zitate

- ¹ Wikipedia DVD, Artikel „Tacitus“, siehe 6.2
- ² „Die ersten Deutschen“, Kapitel acht „Der Mann, der Tacitus hieß“, Seite 211, siehe 6.1.2
- ³ „Die ersten Deutschen“, Kapitel acht „Der Mann, der Tacitus hieß“, Seite 218, siehe 6.1.2
- ⁴ Wikipedia DVD, Artikel „Domitian“, siehe 6.2
- ⁵ Internetseite 1), siehe 6.2
- ⁶ „Barbaren“ in: Pauly, Band zwei, Spalte 439ff, siehe 6.1.2
- ⁷ „Die ersten Deutschen“, Kapitel acht „Der Mann, der Tacitus hieß“, Seite 222, siehe 6.1.2
- ⁸ „Die ersten Deutschen“, Kapitel acht „Der Mann, der Tacitus hieß“, Seite 227, siehe 6.1.2
- ⁹ „Virtus“ in: Pauly, Band zwölf, Spalte 248, siehe 6.1.2
- ¹⁰ „Mores“ in: Pauly, Band acht, Spalte 395f, siehe 6.1.2
- ¹¹ „Die ersten Deutschen“, Kapitel acht „Der Mann, der Tacitus hieß“, Seite 217, siehe 6.1.2
- ¹² „Germania“, Kommentar zu Kapitel 16, Abschnitt „Geld“, siehe 6.1.1
- ¹³ Wikipedia DVD, Artikel „Ger“, siehe 6.2
- ¹⁴ „Germania“, Kommentar zu Kapitel 15, Abschnitt „Brustschmuck“, siehe 6.1.1
- ¹⁵ „Germania“, Kommentar zu Kapitel sechs, Abschnitt „Schild“, siehe 6.1.1
- ¹⁶ „Germania“, Kommentar zu Kapitel acht, Abschnitt „Heiliges“, siehe 6.1.1
- ¹⁷ Wikipedia DVD, Artikel „Veleda“, siehe 6.2
- ¹⁸ „Germania“, Kommentar zu Kapitel acht, Abschnitt „Albruna“, siehe 6.1.1
- ¹⁹ „Germania“, Kommentar zu Kapitel acht, Abschnitt „Göttinnen“, siehe 6.1.1
- ²⁰ „Germanien“, Seite 113, Abschnitt „Ziu-Tyr“
- ²¹ „Die Mythologie der Kelten und Germanen“, Seite 74, siehe 6.1.2
- ²² „Germania“, Kommentar zu Kapitel 19, Abschnitt „einen Mann“, siehe 6.1.1
- ²³ „Germania“, Kommentar zu Kapitel 19, Abschnitt „Gesetze“, siehe 6.1.1